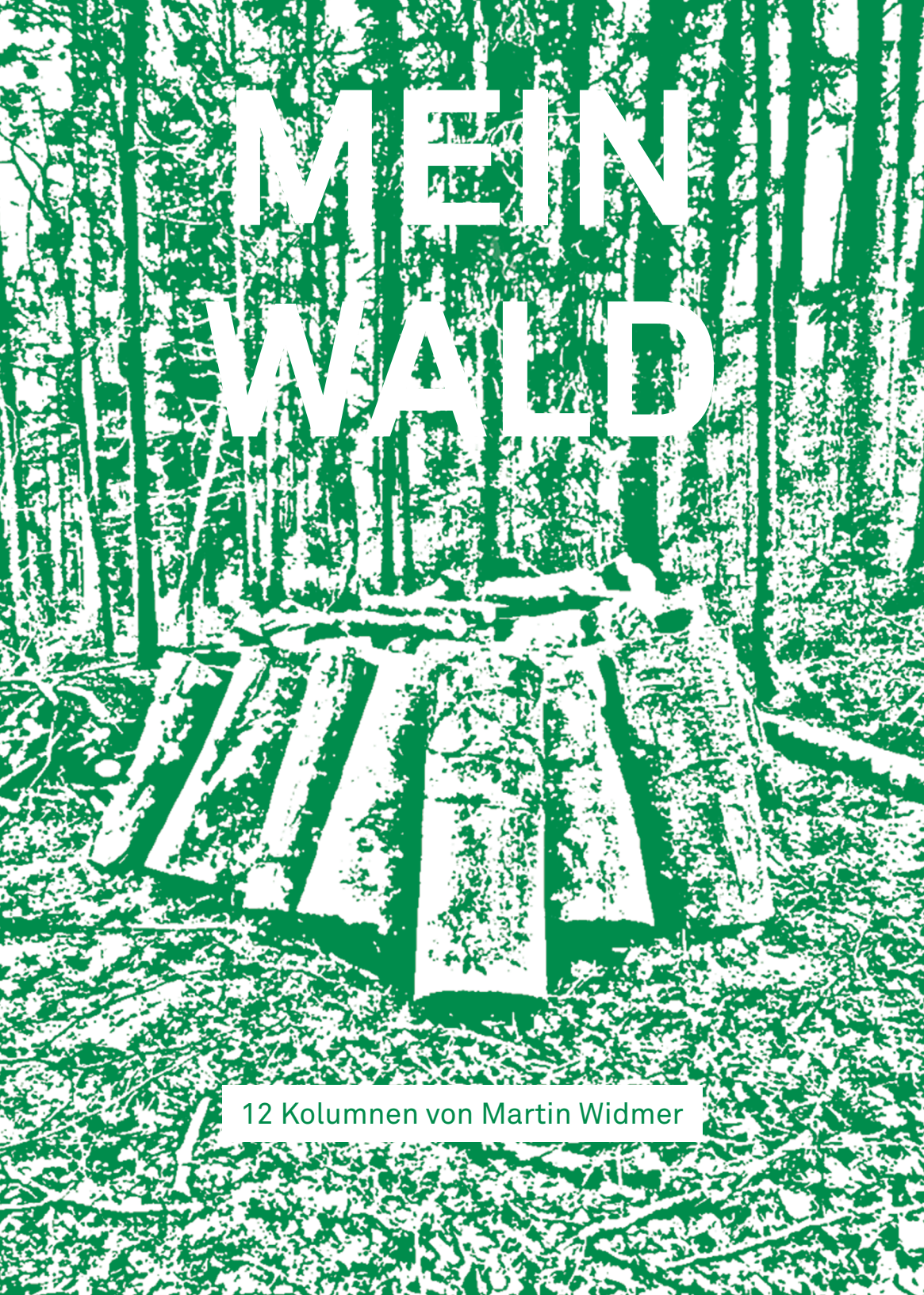


The background image is a photograph of a forest. In the foreground, there is a pile of cut logs and branches on the forest floor, which is covered with dry leaves and twigs. In the background, there are many tall, thin trees with green foliage, creating a dense forest scene. The lighting is natural, suggesting daylight.

MEIN WALD

12 Kolumnen von Martin Widmer

Mein Wald

**12 Kolumnen von Martin Widmer
erschieden im «Zürcher Wald» 2023 - 2025**

Einleitung Mein Wald in Wald

Mein paradiesischer Tobelwald
Mein Holz gibt fünfmal warm
Wir haben 1200 Bäume gepflanzt
Von A bis Z – Schritt für Schritt
Waldwege mit langer Geschichte
Bündeli machen, eine Kunst
Hüten, hegen und pflegen
Bibersee, Auenwald und viele lichte Wälder
Winterruhe über dem Nebelmeer
Mammutbäumchen am Zürichsee
Mein Herz schlägt für die karelische Birke
Es gibt keine hässlichen Christbäume

Mein Wald in Wald

Einleitung

«Paradiesisch, dein Wald», sagten Adrian Brunner und Thomas Mauchle übereinstimmend. Weisstannen und riesige Buchen, die einen bis 35 Meter hoch und wohl 100 oder 150 Jahre alt, dazwischen einige Fichten und Eiben, so die Einschätzung der beiden Förster. Für mich war der Tobelwald im Lättengubel im Zürcher Oberländer einfach nur steil und schwierig zu begehen, ohne einen Weg. Zu diesem Wald war ich zufällig gekommen, als meine Frau und ich ein Einfamilienhaus in Wald kaufen konnten. Ich überliess den Wald sich selbst und hatte ihn beinahe vergessen, als der Präsident der Zürcher Waldeigentümer mich fragte, ob ich mir eine Mitarbeit in der Redaktionskommission der Zeitschrift «Zürcher Wald» vorstellen könne.

Ich sagte zu, erinnerte mich an meinen Wald und näherte mich ihm erst nur schreibend. In einer monatlichen Kolumne beschrieb ich, wie ich ihn zuerst mit den beiden Revierförstern erkundete, wie sie mir fünf Bäume anzeichneten, die ich fällen liess, dann spaltete, im Wald eine Holzbeige aufrichtete und in einer Schnellbleiche lernte, wie man Bündelis macht. Ich besuchte andere Besitzer und Besitzerinnen eines Waldes, wollte wissen, wie sie mit ihrem Wald umgehen und schrieb eine Reihe von Kolumnen. Der Wald wurde dabei für mich immer vielfältiger und zu einem Thema, das den gesellschaftlichen Wandel und die Klimakrise spiegelt. In den kurzen Kolumnen konnte ich das nur am Rand

themenisieren, in längeren Reportagen etwas ausführlicher behandeln oder in der Rubrik «Bücherwald» mit Buchbesprechungen beleuchten.

In den drei Jahren als Mitglied der Redaktionskommission des «Zürcher Walds» lernte ich viel zum Thema Wald. Dafür möchte ich den anderen Mitgliedern Nathalie Barengo, Oliver Bieri, Fabio Gass, Hanspeter Isler, Jürg Künzi, Urs Rutishauser und Ruedi Wegmann danken. Danken möchte ich auch Claude Lüscher, der die Kolumnen «Mein Wald» lektorierte und Laura Jurt, welche die Illustrationen wie auch die nun vorliegende, kleine Sammlung gestaltete.

Beim Schreiben blieb etwas liegen: Das Bündel machen im eigenen Wald und das Beobachten, wie sich mein Wald im Verlauf der Jahre und der Jahreszeiten wandelt. Dazu habe ich nun mehr Zeit.

Im Januar 2026



Mein paradiesischer Tobelwald

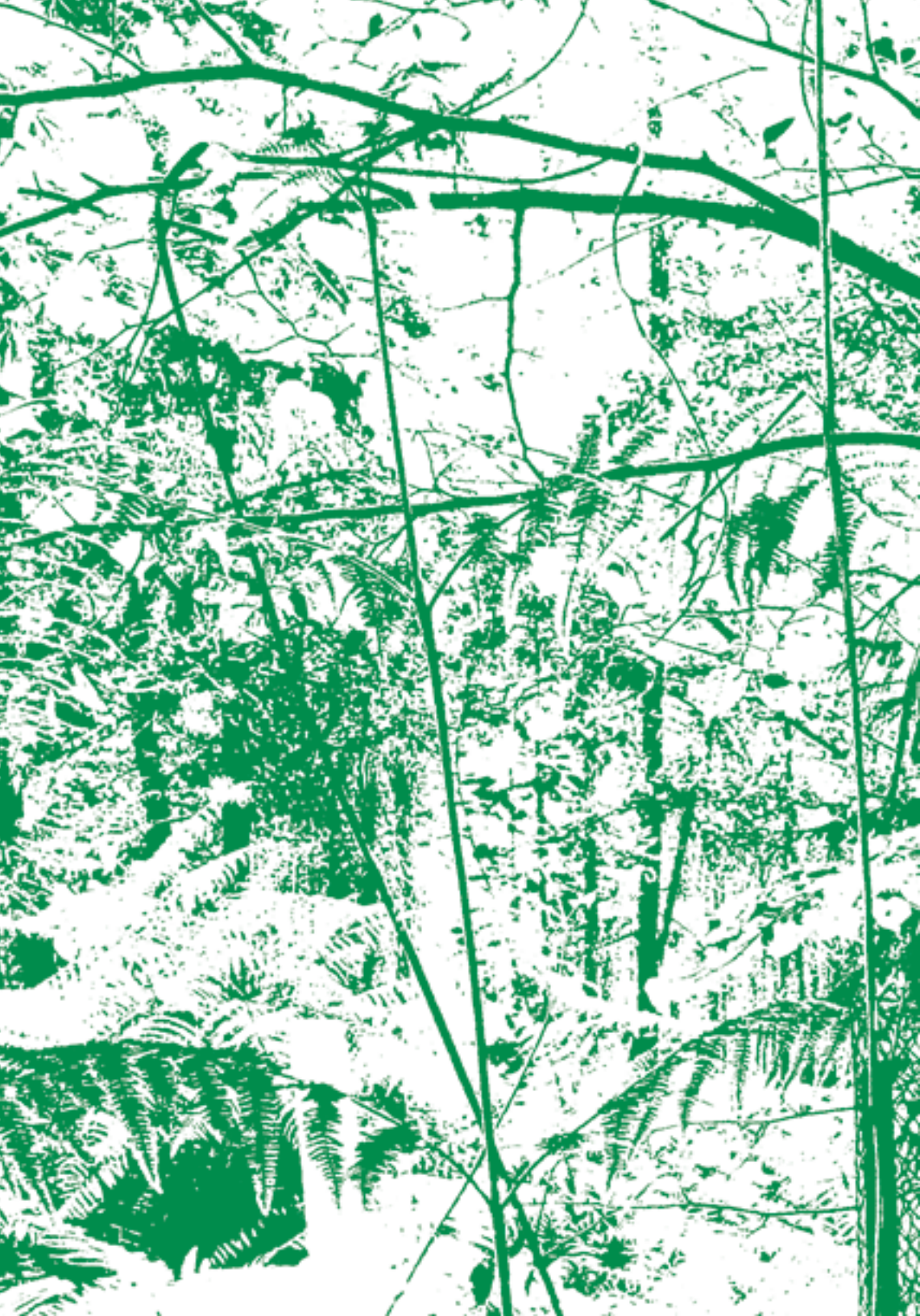
Stolz lasse ich ab und zu in einem Gespräch fallen, dass ich Waldbesitzer bin. Beschämt muss ich aber auch zugeben, dass ich mich die letzten 20 Jahren nicht um ihn kümmerte. Nun, 65 Jahre alt geworden, habe ich den Leiter des Forstreviers Rüti-Wald-Dürnten um eine Waldbegehung zum Zustand meines Waldstücks gebeten.

«Holz ohne Ende», so der erste Eindruck der beiden Revierförster Thomas Mauchle und Adrian Brunner, als wir am unteren Ende des Lättengubels oberhalb des Dorfes Wald stehen. Mein Stück Wald, an den beiden Flanken eines tiefen Tobels, ist eine Hektare und 62 Aren gross, oder 16'200 Quadratmeter, das kann ich mir besser vorstellen. Der Schlipfbach führt an diesem Frühlingstag nur wenig Wasser, unvorstellbar, wie er diesen Einschnitt in die Nagelfluhformation in Tausenden von Jahren schuf.

Während ich den Katasterplan mit den eingezeichneten Grenzsteinen mitbringe, haben die beiden Förster alle Daten per Mobiltelefon in ihrer Hand. Über den GIS-Browser sind Baumhöhen, Höhenkurven, Grenzverläufe, Baumarten, Eigentumsverhältnisse mit wenigen Klicks abrufbar.

Wir beginnen die Waldbegehung ganz unten am Lättengubel und klettern langsam hoch. Der Lehm unter dem Laub lässt uns da und dort am steilen Abhang ausrutschen. Weisstannen und riesige Buchen, die einen bis 35 Meter hoch und wohl 100 oder 150 Jahre alt, schätzt Brunner; dazwischen einige Fichten und Eiben. In hal-

ber Höhe kommen wir zum ersten Gubel, oder Giessen, einer senkrechten Nagelfluhwand, über die der Bach stürzt. Ganz oben, auf 800 Metern über Meer, kommen wir zum zweiten Gubel mit einer grossen Höhle, die wir nur gebückt betreten können. «Paradiesisch, dein Wald», sagen beide Förster übereinstimmend. «Als Förster habe ich zwei Seelen in meiner Brust», erklärt Mauchle und blickt von der Höhle hinunter ins Tobel. «All die alten Bäume, dazwischen Totholz, ein Paradies für das Wild und alle Arten von Insekten», schwärmt er, «wertvoll für die Biodiversität.» Als Förster denke er aber immer auch wirtschaftlich und damit an all den wertvollen, nachwachsenden Rohstoff, der ein Wald hergebe. 300 Kubikmeter Holz pro Hektare liessen sich in meinem Wald schlagen, schätzt er, bei einem Gesamtbestand von mindestens 600 Kubikmetern pro Hektare; allerdings nicht ganz einfach zu ernten. Zwei Seilbahnen müssten installiert werden, um die Bäume auf einen Lagerplatz oberhalb meines Waldes transportieren zu können. Wie weiter besprechen wir bei einem Kaffee an der Wärme. Davon mehr in der folgenden Kolumne.



Mein Holz gibt fünfmal warm

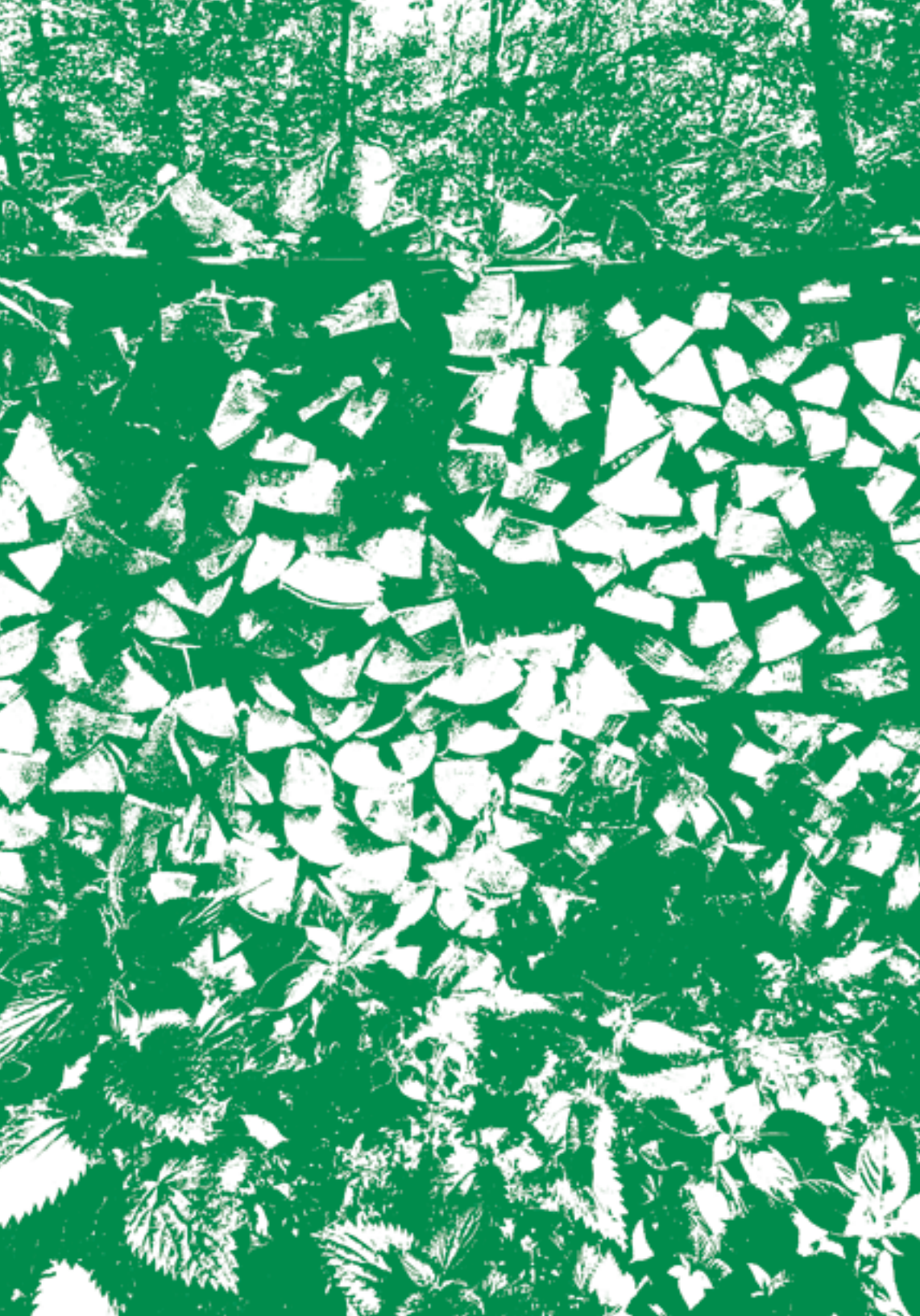
Gibt es einen Unterschied zwischen angekauftem Brennholz und solchem aus dem eigenen Wald? Ja, wenn du es selbst gefällt und gespaltet hast. Fällen konnte ich die fünf Bäume, die der Revierförster Adrian Brunner angezeichnet hatte, nicht. Da ich vor allem am Schreibtisch arbeite, bat ich Hans Bühler und Lukas Bamert, die drei Buchen, sowie je eine Esche und Fichte zu fällen. Sie sind erfahrene Holzer, haben die entsprechende Ausbildung, dass sie für Dritte Bäume fällen können. Es ist wichtig, nicht irgend jemanden damit zu beauftragen, und letztlich auch eine Versicherungsfrage.

Hans und Lukas holzen zusammen auf der Alp Scheidegg, wo Hans als Sömmerungspächter die Alp bewirtschaftet. Lukas pachtet dort Landwirtschaftsland und züchtet auf seinem Hof im Ried oberhalb von Wald Hochlandrinder. Zum Fällen meiner Bäume fahren sie mit zwei Traktoren an und nehmen sich die erste grosse Buche vor. Sie neigt sich leicht talwärts. In meinem steilen Tobelwald gibt es jedoch nur eine Fällrichtung: bergwärts. Sie führen das Stahlseil von der Seilwinde des Traktors über eine an einer grossen Tanne befestigten Umlenkrolle zur mächtigen Buche, wo Lukas und Hans es mit einer Leiter so hoch oben wie möglich befestigen. Dann gibt Lukas, am Fuss der Buche stehend, mit der Fernbedienung etwas Zug. Nun können sie den Fallkeil und den Fällschnitt sägen. Jetzt steht der mächtige Baum nur noch auf einem schmalen Streifen des Stamms, der nach dem Fällen wie ein «Strähl» aus-

sieht und auch so genannt wird. Nun gibt Lukas nochmals etwas Zug aufs Seil und die Buche fällt in die freie Schneise, zuerst ganz langsam, wie in Zeitlupe, dann schnell; die Äste streifen ein paar benachbarte Bäume, dann kracht die Buche am steilen Bord des Tobels auf. Bis jetzt habe ich mich im Hintergrund gehalten. Heute packe ich nur den Zvieri aus und schenke den Kaffee ein. Danach nehmen sich Hans und Lukas die zwei anderen Buchen vor, die Esche und die Fichte. Am nächsten Tag sägt Hans die Stämme zu Meterstücken auf und stellt die Rugel mit dem Kehrhaken in einem grossen Kreis auf. Beim Spalten komme endlich auch ich zum Einsatz. Während Hans an der Spaltmaschine arbeitet, angetrieben durch die Zapfwelle seines Traktors, beige ich die Meterspälten. Dazwischen diskutieren wir, was eine gute Beige ausmacht: Eine Kreuzbeige als Abschluss auf beiden Seiten; leicht gegen den Hang geneigt; und auf der Sonnenseite jede Reihe jeweils 5 Millimeter zurückversetzt, da das Holz auf dieser Seite schneller schwindet und so nicht nach vorne kippen kann. Am Schluss ist Hans mit meiner Beige ganz zufrieden und misst sie aus: 20 Ster sind es geworden, wie er vor dem Fällen geschätzt hatte.

Auf drei Haufen liegen noch die kleineren Äste und die Kronen der fünf Bäume. Anzünden, verrotten lassen oder ebenfalls verwerten? Vor meinem geistigen Auge sehe ich am Waldrand einen alten Mann in einem blaugrünen Übergwändli mit schwarzer Zipfelmütze. Er steht am Bündelibock und raucht eine krumme Zigarre, eine Brissago. Nun bin ich selbst Grossvater geworden und kann mir die Zeit nehmen, meine eigenen Bündeli für den Kachelofen zu machen. Hans hat mir verspro-

chen, mich in diese Kunst einzuführen. Mehr dazu in der nächsten Kolumne. Und wenn auch diese vor dem Haus aufgeschichtet sind, gibt mein Holz fünfmal warm: Beim Spalten, Aufschichten im Wald, beim Bündelen und beim Transportieren nach Hause, sowie zuletzt beim Einfeuern.



Wir haben 1200 Bäume gepflanzt

Erika Altorfer ist stolz auf ihren Wald. Die gelernte Buchhändlerin, ausgebildete Übersetzerin und Buchhalterin hat in ihrem Berufsalltag viel mit Zahlen zu tun. Neben ihrem Job als Leiterin der Projektbuchhaltung bei der Entwicklungshilfe-Organisation Swisscontact hat sie eine grosse Familie, einen Garten und hält sieben Hühner. Wir sitzen mitten in Kloten vor ihrem Bauernhaus an der Sonne. Sie erzählt von ihrem Vater, der hier aufwuchs und bis zum Bau des Flughafens Landwirtschaft betrieb. Für gutes Geld konnte er das Kulturland verkaufen und einen neuen Betrieb in Madlikon bei Oberembrach aufbauen. Für die 70 Hektaren Land, die dem Flughafen weichen mussten, bekamen die Bauern nur wenig.

«Ich war schon als Kind mit meinem Vater gern im Holz», sagt sie. «Immer wenn ihm eine Parzelle angeboten wurde, kaufte er dazu und besass Wald in allen Himmelsrichtungen.» Als er gestorben war, haben die vier Geschwister den Wald geerbt und unter sich aufgeteilt. Erika Altorfers Anteil ist knapp zwei Hektaren gross. Warum hat sie ein Stück Wald von ihrem Vater übernommen? «Ich brauche Brennholz für den Kachelofen, den Holzherd und den Badeofen», erklärt sie. «Mein Bauernhaus hat keine Zentralheizung.»

Nach dem Kaffee brechen wir auf, fahren der Bahnlinie entlang bis zum Stadtrand. Hier beginnt der Hardwald, der weit über die Gemeindegrenze hinaus geht. Ganz in der Nähe liegt der Tunneleingang für die Flughafenlinie. Wir biegen ab zum Molenkopf, wo sich Erika Altorfers

Wald befindet. Bei ihrer Scheiterbeige steigen wir aus und als erstes sehe ich zwischen den Wipfeln einen Masten mit roten Leuchten an der Spitze. Sie markieren nachts den bewaldeten Hügel in unmittelbarer Nähe zu den Landepisten.

Wir gehen durch den jungen Mischwald, überall stehen noch kleine Holzpfähle, wo sie einst Bäume pflanzte. Einzelne dünne Baumstämme sind noch immer mit einem Gitter zum Schutz vor dem Wild eingekleidet. Der Sturm «Lothar» knickte und entwurzelte am Stefanstag 1999 praktisch den ganzen Baumbestand. Nur wenige Föhren und Tannen blieben stehen. «Ein furchtbares Bild», sagt Erika Altorfer. In einer gemeinsamen Aktion mit ihren Geschwistern und der halben Verwandtschaft hat sie auf ihren zwei Hektaren 1200 Bäume gepflanzt: Buchen, Akazien, Linden, Ahorn, Eichen, Nussbäume, Weissstannen, Föhren und Douglasien. «Das war ein denkwürdiger Einsatz», erinnert sie sich.

Zum Fällen der Bäume und zum Spalten zählt Erika Altorfer auf ihren Bruder, der Bauer ist. «Er steht für das Programm im Wald», sagt sie. Ihr Mann Ercüment Turan und ihr Sohn Miro haben letzten Winter viele Bäume im untersten Bereich entastet. Sie selbst kommt nicht zum Arbeiten im Wald und ist sich auch nicht gewohnt, mit der Motorsäge umzugehen. «Mein volles Pensum und die fünf Kinder, das reicht.» Ist die Arbeit im Wald immer noch die Domäne der Männer? «Nicht nur», sagt sie. In drei Jahren, wenn sie pensioniert wird, hat sie vielleicht mehr Zeit.

Im Kanton Zürich gibt es 18'000 private Waldeigentümer und -eigentümerinnen. 17 Prozent davon sind Frauen, hat Felix Keller von der Geschäftsstelle Wald-

Zürich hochgerechnet. Zwei Prozent sind Paare, die mit beiden Namen als Eigentümer aufgelistet sind. In der gesamten Schweiz gibt es 250 000 private Waldeigentümer und Waldeigentümerinnen. Vier Männer auf eine Frau, schätzt WaldSchweiz das Verhältnis.



Von A bis Z – Schritt für Schritt

Raffael und Simone Spörri-Altorfer wohnen in einem Kleinbauernhaus von 1780 in Oberfägswil bei Rüti. Während zehn Jahren renovierten sie ihr Haus nach denkmalpflegerischen Kriterien. Spörri, gelernter Zimmermann und heute Naturheilpraktiker, war fasziniert von der Idee, alles Schritt für Schritt selbst zu machen, vom Fällen der Bäume bis zum Einbau der Küchenkästchen. Um alles mit eigenem Holz zu machen, war sein nur wenige Aren grosser Wald unterhalb des Hosbergs, den er mit seinen Nachbarn besitzt und einen weiteren Teil davon pachtet, zu klein.

Durch einen glücklichen Zufall plante Rolf Altenburger im nahen Hiltisberg einen grösseren Holzschlag. Als Spörri davon erfuhr, gab das eine das andere: Im Dezember 2012 konnte er mit einem Kollegen zwölf Weisstannen und Fichten fällen, was 30 Kubikmeter Bauholz gab. Das reichte für den ganzen Dachstuhl, alle Dach- und Konterlatten, alle Ständer und den ganzen Innenausbau. Nur für den Boden im Dachgeschoss brauchte er noch zusätzlich Ahorn-Stämme und für die Fenstergewände zwei Eichen, die zufällig ganz in der Nähe zu haben waren.

Das Mondholz liess er in der Sägerei Egli, heute Schindler-Scheibling, in Bäretswil grob aufsägen und anderthalb Jahre trocknen. Dann wurden die benötigten Dimensionen (zu)gehobelt, von den Sparren bis zu den Dachlatten, den Brettern für die Zwischenböden und vieles mehr. 2014 konnte Spörri alles Holz für den Dachstuhl in einer Halle der stillgelegten Zimmerei Kuster in Rüti

abbinden, zusammen mit dem Bootsbauer Finn Widmer. Für die Malerarbeiten an den Dachabschlüssen legte die ganze Familie Hand an. Im folgenden Sommer haben sie aufgerichtet, unterstützt von seinem Bruder Matthias und zwei ehemaligen Zimmermannskollegen. Nachdem das Dach gedeckt war, kam der Innenausbau an die Reihe, der fünf Jahre in Anspruch nahm. Doch zuerst mussten die Grundmauern unterfangen und tragende Bestandteile der Ständerkonstruktion sowie Innenwände zum Teil ersetzt werden. Vollständig neu sind alle Zwischenböden und der Ausbau des ganzen Dachstocks. Alle Treppen, die Küche, die Einbaumöbel und die Aussentüren, wie auch die Fenstergewände, ebenfalls aus dem geschlagenen Holz, stellte Bruder Matthias her, der sich als Schreiner auf Massivholz spezialisiert hatte. Und die Kosten? Die eigenen Stunden musste der Bauherr nicht rechnen. Die zwölf Fichten und Weisstannen bekam er zu einem sehr günstigen Preis, weil der Waldbesitzer Rolf Altenburger Freude am Projekt hatte. Die Transportkosten waren dank der Nähe zum Wald, zur Säge und zur Zimmereihalle minimal und damit auch der ökologische Fussabdruck. Das war für Spörri und seine Frau bei der ganzen Renovation ein wichtiger Punkt. Sein Haus von A bis Z mit selbst gefälltem Holz vom Keller bis zum First zu renovieren ist ein Projekt, das man im Leben nur einmal macht. Aber es gibt auch Grenzen, wo es ungesund wird, weiss der Naturheilpraktiker. Dass er die Stämme nicht selbst auf einer mobilen Säge aufsägte, verdankt er seiner Frau. Sie hatte immer im Auge, dass das Projekt nicht alle Rahmen sprengte und auch einmal fertig wurde, bevor die Kinder aus dem Haus sein würden.

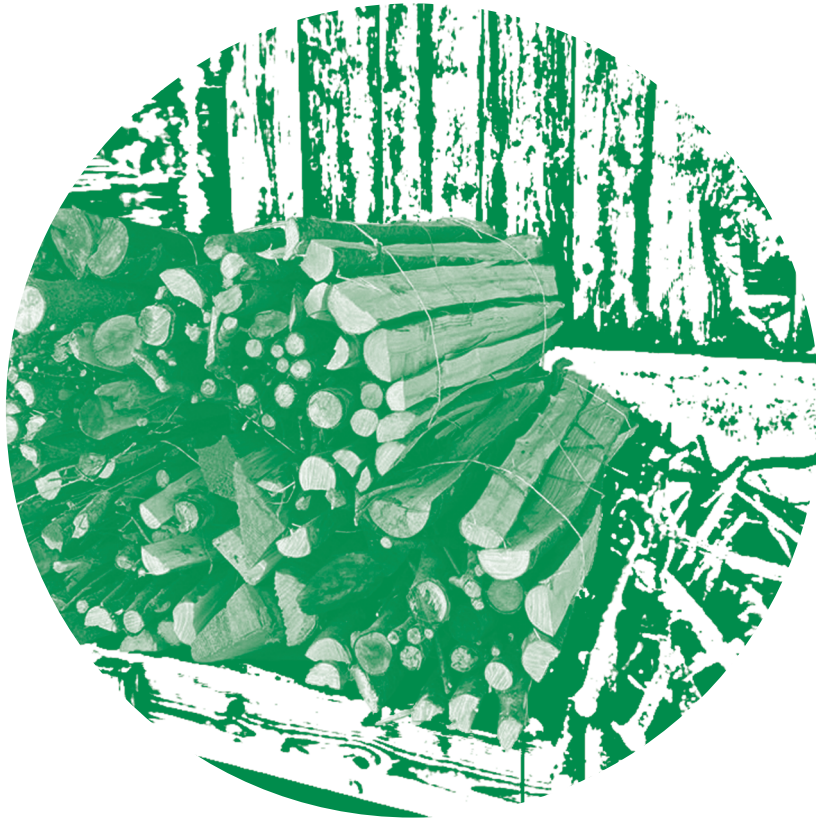
Waldwege mit langer Geschichte

«Kontrollierter Zerfall» ist für den Waldbesitzer Beat Diggelmann ein Thema. Sieben Hektaren Mischwald besitzt er im Sagenraintobel in Wald, die ihm seine Tante vor ihrem Tod übergeben hatte und die zur landwirtschaftlichen Liegenschaft auf dem Unteren Haltberg gehören. Wir treffen uns am Eingang zum Tobel und gehen dem Schmittenbach entlang. Er zeigt auf eine Stelle am linken Steilhang, wo zwischen den Bäumen ein etwa zehn Meter langes, verrostetes Rohr sichtbar ist. «Das ist Teil der Wasserkraftanlage der ehemaligen Weberei Oberholzer», erklärt er. Seit Jahren ist sie nicht mehr in Betrieb, die Anlage gehört aber noch immer der Bioengineering AG, die heute in den alten Webereigebäuden u.a. Fermenter und Bioreaktoren produziert. Diggelmann ist Architekt und Bauer, «Buurchitekt» nennt er sich manchmal. «Die völlige Entsorgung der etwas 700 Meter langen Leitung im steilen Gelände ist aufwändig», sagt er. «Sie einfach verfallen lassen ist keine Lösung.» Nun ist geplant, dass die Eigentümerin die freiliegenden Rohre entfernt und diejenigen im Erdreich auf der Stirnseite verschliesst und dann dem ‘kontrollierte Zerfall’ überlässt», erklärt er. Für ihn ist entscheidend, dass die Haftung nicht auf ihn als Waldbesitzer übertragen wird.

Wir gehen weiter dem Schmittenbach entlang und kommen zum Zufluss aus dem Büntertöbeli. Hier wurde das Wasser beider Bäche für die Anlage gefasst und der Zufluss mit einem Schieber geregelt. Verrostet steht er im Wald. Unter Moos und Laub ist der Wasser-



kraftkanal zu erkennen, der die ersten hundert Meter parallel zum Bach verlief, bevor das Wasser im Rohr gefasst wurde. «Dieser Teil der Anlage ist unproblematisch und kann dem Zahn der Zeit überlassen werden.» Diggelmann hat Freude, dass sein Wald ein Kapitel über die Anfänge der Textilindustrie in seiner Gemeinde erzählt, die einst «Manchester des Zürcher Oberlands» genannt wurde, weil es hier so viele Webereien gab. Wir gehen weiter, bei einem Wasserfall steigt der Weg steil an. Nach einer Lichtung mit einer grossen Wiese kommen wir zum Schieber einer weiteren Wasserkraftanlage. Von hier aus geht ein zweiter, betonierter Kanal mit nur minimem Gefälle bis zum Haltbergweiher. Der nur wenige Fuss breite Kanal ist mit Betonplatten belegt. Darauf gehen wir Richtung Weiher. Bei jedem Schritt «chläfelt» es, da die Platten lose auf dem Kanal liegen. Der «Plättliweg» ist an Wochenenden ein beliebtes Ausflugsziel. Noch immer fliesst unter den Platten Wasser, damit der Weiher nicht verlandet. Die Druckleitung zur ehemaligen Weberei Elmer ist jedoch stillgelegt, seit die Produktion im 1856 gegründeten Textilbetrieb eingestellt wurde. «Der Kanal war an vielen Stellen undicht», erzählt der Waldbesitzer «Diesen Sommer wurde er aufwändig renoviert und einer der Aquädukte völlig erneuert.» Da der Zugang an gewissen Stellen so steil ist, mussten der Beton mit dem Helikopter eingeflogen werden. Der «Plättliweg» steht unter Denkmalschutz und wurde 2017 von der Gemeinde übernommen, daher muss sich Diggelmann nicht um den Unterhalt kümmern. Am Schluss stehen wir am Ufer des Weihers. Etwas stolz ist er schon, wenn er zurückschaut, auf den Weg mit seiner langen Geschichte.



Bürdeli machen, eine Kunst

Max Schaufelberger aus Fägswil bei Rüti lieferte mir immer die «Bürdeli» für meinen Kachelofen. 20 Jahre lang machte er jeden Winter etwa 500 solcher Reisigbündel oder Wellen, wie sie auf schriftdeutsch heissen. In der Ostschweiz werden sie «Böscheli» genannt, im Bernbiet «Wedele», in der Zentralschweiz «Stuudä» oder «Buschlä». Überall gilt, dass ein «Bürdeli» den Kachelofen einen ganzen Tag warmhält, vorausgesetzt man wendet beim Feuern ab und zu das Holz, damit alles gleichmässig verbrennt und es eine schöne Glut gibt. Diese ganz nach hinten drücken; und langsam zuschieben, damit die Wärme möglichst nicht durchs Kamin entweicht. Das erklärt mir Max Schaufelberg im Altersheim Breitenhof in Rüti, wo er seit drei Jahren lebt. Er ist 86-jährig und blickt auf ein langes Leben als Bauer zurück. Als seine beiden Söhne den Betrieb übernahmen, begann er mit «Bürdelen». «Eine Arbeit für einen pensionierten Bauern», wie er mir sagt. Er erklärt mir, worauf es dabei zu achten gilt: als Erstes alle dünnen Äste auf die richtige Länge sägen und die «buchigen» sofort spalten. Acht runde Äste und ebenso viele Gespaltene für die Aussenseite, Reisig in der Mitte, das Ganze 80 cm lang und der Durchmesser so, damit es in den Ofen passt. Für dieses Mass hat er ein Auge. Nach dem Fällen von fünf Bäumen in meinem Tobelwald will ich selber die «Bürdeli» für den Kachelofen machen. Vom Bürdelimacher habe ich das Bild eines Grossvaters vor Augen, mit schwarzer Zipfelmütze und «Übergwändli», eine Krumme rauchend, mit dem Gertel

am Waldrand still vor sich hinarbeitend. Nun bin ich selbst Grossvater, pensioniert, Nichtraucher, und ungeübt in dieser Kunst. Daher brauche ich nach der theoretischen Anleitung von Max noch eine praktische; und die nötige Ausrüstung.

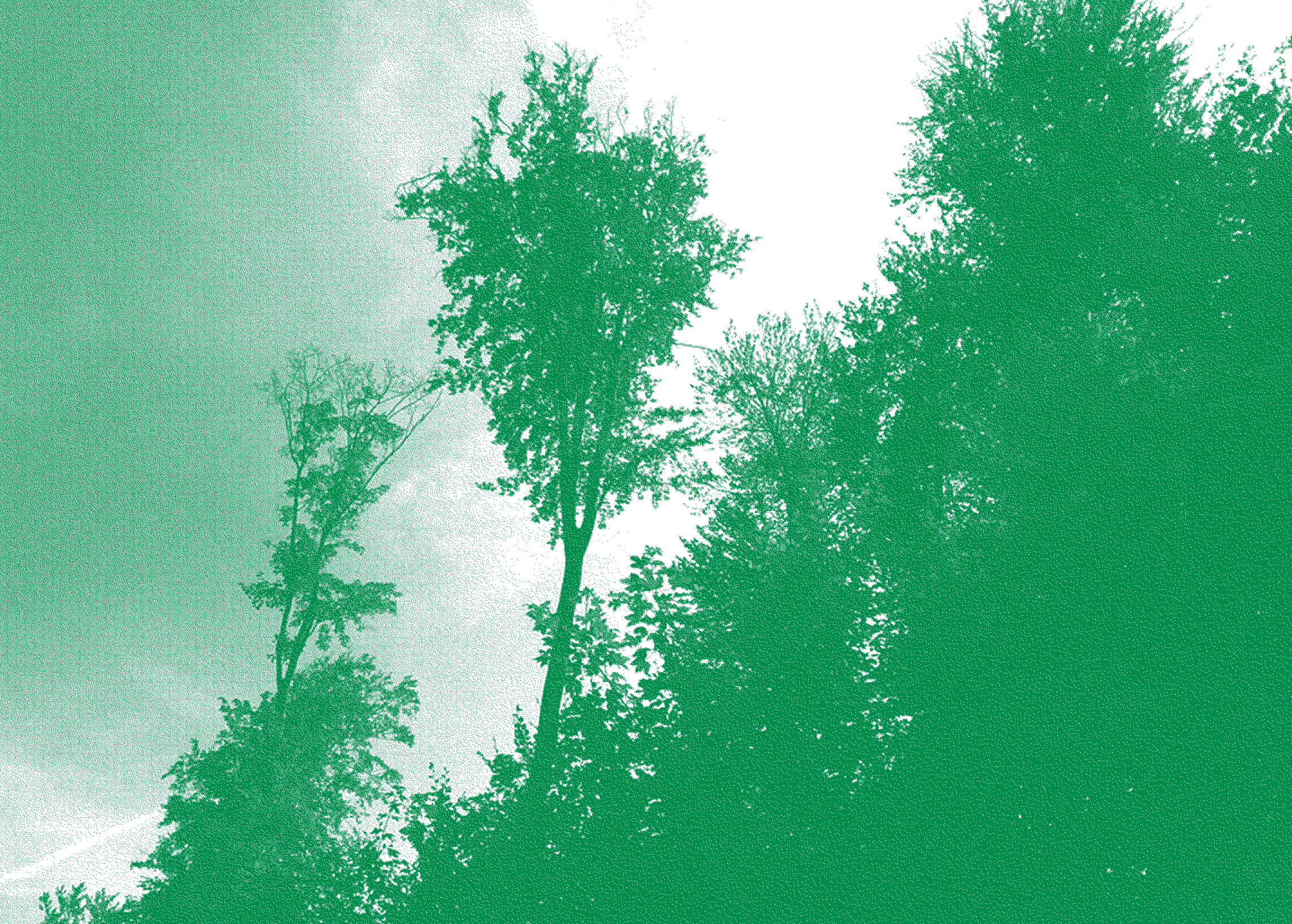
Hans Bühler, der meine Bäume gefällt hat, schenkt mir seinen Bündelibock und führt mich gleich ein: ob mit dem Beil oder Gertel die dünnen Äste spalten, das sei Geschmacksache. Er gibt mir ein kleines Beil in die Hand und so beginne ich zu spalten, während er ablängt. Dann legt er die erste Hälfte der Äste mit der Spaltfläche nach aussen auf den Bock, dicht aneinander liegend, und füllt das Bündel mit Reisig, dann die weiteren Äste oben und an der Seite. Mit dem Hebel und einer Kette wird das Ganze zusammengedrückt und mit einem Draht oder einer Schnur zusammengebunden. Schön kompakt muss es werden. «Keine Kunst», sagt er. Vor mehr als 50 Jahren machte er als Jugendlicher die ersten «Bündeli», um sich das Geld für ein «Töffli» zu verdienen. Angeleitet wurde er von seinem Grossvater. Nach drei Stück habe ich die Lehre absolviert und wir gehen in den Zvieri. Auch er ermahnt mich, mit dem Spalten der Buchenäste zu beginnen. Das war vor mehr als einem halben Jahr. Der «Bündelibock» steht verwaist im Wald, neben dem grossen Reisighaufen und einer Beige mit gesägten Buchenästen. Gespalten sind sie noch nicht. Eine Handoperation und andere Dinge haben mich davon abgehalten. Nun sind sie erstickt und haben kaum noch einen Brennwert. Bin eben kein pensionierter Bauer, nur Schreibtischtäter. Diesen Winter nehme ich einen zweiten Anlauf. Kleinholz hat es genug in meinem Wald.

Hüten, hegen und pflegen

Claude Lüscher besitzt ein kleines Waldstück oberhalb von Rikon im Tösstal. Er kaufte die 60 Aren vor fünf Jahren von einem Freund, drei Jahre nach seiner Pensionierung. Der Agronom hatte viele Jahre in der Raumplanung gearbeitet als Mitinhaber eines Büros, und als Dozent an verschiedenen Hochschulen.

Vom Bahnhof Rikon gehen wir an der bekannten Pfannenfabrik vorbei die steile Strasse hoch Richtung Wildberg. Kurz vor dem Tibetinstitut liegt sein Waldstück auf einer Kuppe, die eine Hälfte mit Morgensonne, die andere mit Abendsonne. Eine grosse Eiche steht am Kopf, dahinter stehen hohe Tannen, Lärchen und Buchen. Wir zweigen vom Weg ab und schreiten durch den lichten Wald.

Als Kind war er mit seinen Eltern oft im Wald. Sie sammelten Pilze und pflückten an Wegrändern, wo scheinbar nicht viel wächst, Blätter vom Huflattich, Tee- und Schlüsselblümchen und gruben nach Baldrianwurzeln. Der Vater verarbeitete in seiner Apotheke alles zu Tee, Salben und anderen Arzneien. Als Apotheker war er nie ganz glücklich, lieber wäre er Förster geworden. Nun lebt Lüscher den Traum seines Vaters im eigenen Wald. Wir kommen zu den beiden Eiben, zwei von Lüschers Lieblingen. Wie alt sind sie? «Schwierig zu schätzen», sagt er, «vielleicht 70 Jahre, vielleicht älter.» Daneben pflanzte er fünf junge Eiben. Im trockenen Sommer musste er sie bewässern, dank einer nahen Quelle war dies mit der Spritzkanne möglich. Zum Schutz vor naschhaften Rehen baute er mit Ästen rundum eine



Abschrankung. Schon als Jugendlicher hatte er sich für Eiben interessiert, seitdem sammelt er alles zu diesen Kultbäumen der Kelten, die heute eher selten oder vereinzelt in Wäldern vorkommen. «In England sind einige Exemplare bei Klöstern oder Kirchen anzutreffen, die bis 5000 Jahre alt sein könnten», so Lüscher, «das relativiert, was wir in einem Menschenalter ausrichten können.»

Ein Stück weiter bleiben wir bei jungen Ulmen stehen, mindestens 50 Stück stehen in seinem Wald. «Seltsam viele», stellt er fest, «sie kommen sonst kaum vor und werden, wenn etwas älter, oft von der Ulmenkrankheit befallen.» Ein Mutterbaum, der sich versäme, ist nirgends auszumachen. War er dem Sturm Lothar zum Opfer gefallen, der auch in seinen Wald eine Schneise geschlagen hatte? Lüscher lässt die schönsten Exemplare stehen und schaut mit Abasten, dass es einmal gutes Schreinerholz gibt. «Doch das werde ich nicht mehr erleben», meint er. Lüscher ist kein klassischer Waldbesitzer, er bezeichnet sich eher als «temporärer Waldhüter». Er geht oft in seinen Wald, den er hegt und pflegt. Sorgen macht ihm ein grosser Ahorn, dessen Wipfel ganz schüttern ist. Sind die zunehmende Trockenheit und die immer wärmeren Sommer der Grund? Auf dem nordost-exponierten Abhang der Kuppe müsste es genügend Wasser geben, vermutet Lüscher. Er versucht, der Sache auf den Grund zu gehen und hat die Niederschlagsmenge mit dem Wasserbedarf eines so grossen Baums verglichen. An der Trockenheit kann es nicht liegen, kommt er zum Schluss.

Bibersee, Auenwald und lichte Wälder

In diesem Fall stimmt der Name der Rubrik „Mein Wald“ nur bedingt: Es sind Tausende von Mitgliedern des Vereins Pro Natura, die allein im Kanton Zürich rund 150 Hektaren Wald an verschiedenen Orten besitzen. Der Schutz des Waldes ist eines der Anliegen der Naturschutzorganisation, ursprünglich Bund für Naturschutz, der anfangs des 20. Jahrhunderts massgeblich an der Schaffung des schweizerischen Nationalparks beteiligt war.

Evelyn Kamber, Projektleiterin „Aktion Specht & Co ZH/SH“, ist in der siebenköpfigen Geschäftsstelle von Pro Natura Zürich auch für das Thema Wald zuständig. Die Forstingenieurin begrüsst mich auf dem Bahnhof Rüti, dann gehen wir zusammen durch das ehemalige Industriegelände von Sulzer-Rüti Richtung Tannertobel zu drei ihrer Waldparzellen. Der obere Teil des Tobelwalds und die dazugehörigen Wasserrechte hatten lange der ehemaligen Eisenwarenfabrik Hess im Pilgersteg gehört, diejenigen im unteren Teil der Webmaschinenfabrik Caspar Honegger, später Sulzer-Rüti. Mitte der 1990er Jahre kaufte u.a. André Welti drei Waldparzellen, die er später Pro Natura Zürich schenkte.

Wir gehen über die Brücke. Die Jona führt an diesem Frühsommertag wenig Wasser. Vom Weg zweigen wir ab und stehen nach wenigen Schritten in der ersten der drei Parzellen, die direkt an das Flüsschen grenzt. „Bevor die Jona in ein künstliches Flussbett gezwungen wurde, war hier ein Auenwald, der immer wieder unter Wasser stand“, so Kamber. Heute ist es hier



trockener und die Vegetation eines Buchenwaldstandortes nimmt überhand. „Da heute nur noch 1 Prozent der Wälder im Kanton Zürich Auenwälder sind, könnte diese Parzelle ganz einfach periodisch geflutet werden“, skizziert Kamber ihre Vision. Ganz einfach? „So einfach ist das nicht“, schränkt sie ein, „es ist erst eine Idee, noch habe ich nichts formuliert und weder mit den angrenzenden Waldbesitzern, der Gemeinde noch mit dem Kanton gesprochen, wie dies realisiert werden könnte.“

Die Erhaltung und Förderung der Biodiversität ist eines der zentralen Ziele von Pro Natura. Denn, wenn weitere Arten aussterben, betrifft dies das ganze Ökosystem und damit auch den Lebensraum des Menschen. Da im Wald und an den Waldrändern 40 Prozent der in der Schweiz bekannten Pflanzen, Tiere, Flechten, Moose und Pilze leben, hat der Wald für die Naturschutzorganisation eine besondere Bedeutung. Speziell Auenwälder sind für die Erhaltung der Biodiversität wichtig, ebenso lichte Wälder. Solche besitzt und bewirtschaftet Pro Natura Zürich am Irchelsüdhang, im Bachser Tal sowie im Tösstal.

Eine weitere Aktivität der Naturschutzorganisation ist der sogenannte Bibersee im Niederholz bei Marthalen. Vor zehn Jahren schlossen der Kanton Zürich, die Gemeinde Marthalen und Pro Natura einen sogenannten Waldreservatsvertrag für 50 Jahre ab, so Kamber. Seither wird auf einer Fläche von rund 10 Hektaren ausser im Bereich der Wegränder auf jede Forstarbeit verzichtet. Das Gebiet wurde für Biber zu einer Traumlandschaft zum Bäume Fällen und Stauen. Der entstandene Auen- und Urwald - obwohl auf den ers-

ten Blick die vielen toten Bäume ins Auge stechen - ist einer der grössten Biberseen der Schweiz und ebenso Lebensraum für viele bedrohte Tierarten und Pflanzen. „Ein Auenwald im Tannertobel, wenn auch viel kleiner, für diese Vision würde ich mich gerne einsetzen,“ so Kamber auf dem Rückweg zum Bahnhof.

Winterruhe über dem Nebelmeer

Mein Wald im Zürcher Oberland liegt an einer magischen Grenze. Wenn der Wetterbericht Schneefall bis 1000 Meter und für das Unterland Regen ankündigt, schneit es in meinem Tobelwald, der deutlich tiefer liegt. Am schattigen Waldrand bleibt der Schnee länger liegen, während die Wiesen bald wieder aper sind. Wenn die Metereologen eine Nebelgrenze zwischen 800 und 1000 Meter vorhersagen, kann ich davon ausgehen, dass mein Wald im Lettengubel über dem Nebelmeer liegt.

Am Waldrand stehend schaue ich übers Meer. Die Läger taucht als langgezogene Insel auf, ebenfalls der Albis und am Horizont glänzt die Kette der schneebedeckten Alpen. Unter einer Schicht von weisser Watte liegt das Mittelland: unten grau und oben blau; vom Alltag ist kein Ton zu hören. Fühlt sich so Glück an? Kein Zustand, denn der Nebel kann sich im Lauf des Tages auflösen oder er steigt. Das Nebelmeer ist immer in Bewegung, sei es dass der Wind wechselt oder die Druckverteilung. Weht über dem Hochnebel der Föhn, türmen sich im Meer Wellen auf.

Nicht die richtige Zeit zum Arbeiten im Wald. Ein Rückenleiden hat mir einen dicken Strich durch die Rechnung gezogen. In vorangehenden Kolumnen beschrieb ich, wie Hans Bühler und Lukas Bamert für mich drei Buchen, eine Esche und eine Föhre fällten, wie wir sie zusammen spalteten und ich in die Kunst des Bürdelens eingeweiht wurde. Doch der grosse Reisighaufen ist liegengeblieben und die Buchenäste sind vertrock-

net. In einer vorangehenden Kolumne war ich mit den zwei Förstern der Gemeinde Wald für eine Bestandsaufnahme durch meinen Urwald im Lettengubel gestapft. Dabei waren wir auch auf ein ganzes System von Höhleneingängen des Dachses gestossen. Diesen Herbst stellte Michael Felder eine Nachtkamera auf, die den Dachs filmen konnte. Dachse sind nachtaktiv. Schnuppernd geht er um den Eingang seiner Höhle und entfernt sich ganz langsam. Nur wenn es ganz kalt ist, schalten diese Tiere mit dem markant schwarzweiss gezeichneten Kopf und der langen Rüsselschnauze eine Winterruhe ein, die ein paar Tage oder einen Monat dauern kann; im Gegensatz zu Fledermäusen oder Murmeltieren, die einen eigentlichen Winterschlaf machen. Wieviele Eingänge zum Höhlensystem des Dachses habe ich damals gezählt? Nun sind es 24, auf mehreren Etagen. Dachshöhlen können mehrere Jahrzehnte alt und über Generationen bewohnt sein. Wieviele da hausen, weiss ich nicht, es können ganze Clans sein. Spuren von Kot finde ich keine, da der Dachs diesen in kleinen Erdlöchern vergräbt, einem sogenannten Dachsabtritt. Der Fuchs ist da weniger ordentlich und scheisst dem Dachs machmal vor die Höhle, um ihn zu vertreiben. Öfters leben Fuchs und Dachs auch nebeneinander, doch vom Fuchs finde ich keine Spuren, auch keine Knochenreste oder andere Abfälle, die er vor der Höhle liegen gelassen hätte.

Als ich aus dem Wald trete, ist die Sonne beinahe untergegangen und die Nebelgrenze gestiegen. Auf dem Heimweg wird die 'Suppe' immer dicker. Zuhause erwartet mich der Alltag.





Mammutbäumchen am Zürichsee

Kaspar Wälti (71) hat zwei Waldareale geerbt, je zwei Hektaren gross: Das «Langholz» am Wädenswiler Berg und der «Gulmen» am Stadtrand von Wädenswil. Er hatte Forstwirtschaft an der ETH studiert, doch nach einem zusätzlichen Wirtschaftsstudium beschäftigte er sich vor allem mit Zahlen. Die letzten Jahre vor der Pensionierung war er Finanzchef von Schneider Electric Schweiz, ein Konzern mit Hauptsitz in Rueil-Malmaison (Paris).

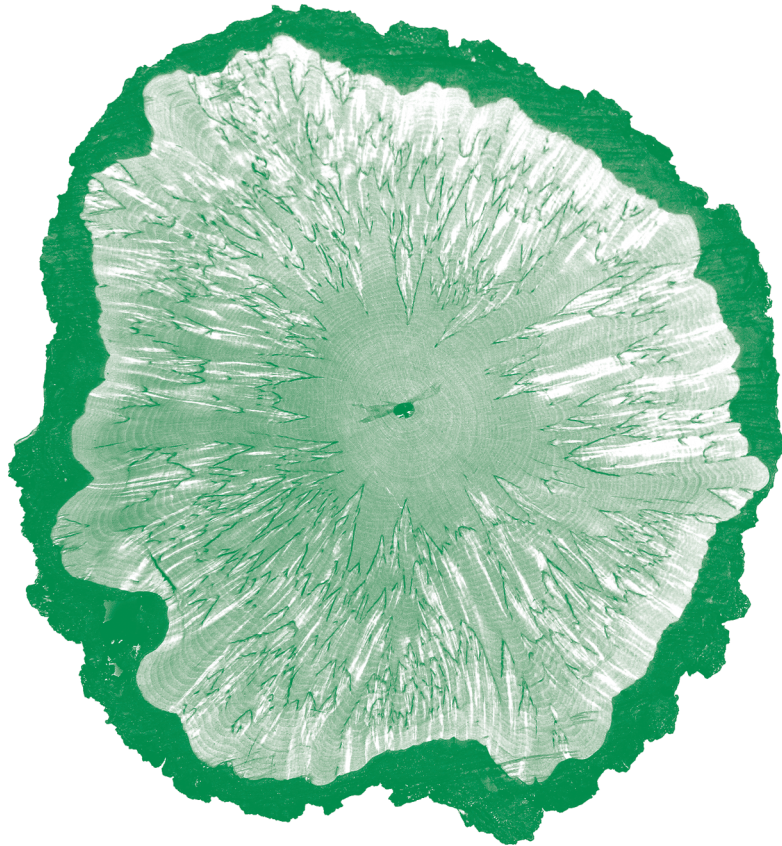
Im Ruhestand ist er nur bedingt: In seinen beiden Wäldern pflanzte er die letzten drei Jahre 400 – 500 Jungbäume. Im «Gulmen» hatte der Sturm eine Schneise geschlagen, im «Langholz» hatte er selbst einen grösseren Holzschlag organisiert und Licht für die Neupflanzungen geschaffen. Sein Urgrossvater hatte im «Langholz» bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Douglasien gepflanzt, als diese mächtige und robuste Baumart neu aus Nordamerika importiert worden war. Sie wachsen rasant, ihr Holz ist für den Innenausbau wie auch für den Aussenbau sehr geeignet und die Douglasie gilt als trockenresistent. Deshalb pflanzte Wälti als erstes Douglasien. Sie gedeihen mit ihren Pfahlwurzern gut auf den Moränen des Wädenswilerbergs wie auch am Steilhang oberhalb der Stadt. Im Mittelland ist die Douglasie heute jedoch ein Exot, sie macht nur 0.9 Prozent des Holzvorrats aus.

Wälti, der in Kilchberg wohnt, hat Freude an ganz verschiedenen Baumarten. So pflanzte er in seinen beiden Wäldern auch Küstentannen, *Abies grandis*, die

wie die Douglasien aus Nordamerika stammen. Stolz blickt er auf eine ganze Reihe von jungen Nussbäumen: Schwarznusshybriden sowie zwei aus dem Himalaya stammende Nussbaumarten (Manschi aus Pakistan und Dachigam aus Kaschmir). Er recherchiert im Internet, bespricht sich mit seinen ehemaligen Studienkollegen, steht im Kontakt mit dem Nussbaumspezialisten und Zürcher Kreisforstmeister Jürg Altwegg sowie dem regionalen Förster Patrick Jordil. Über die Schwarznuss-Hybride NG23 kann Wälti lange fachsimpeln. Von der Mutter, der Schwarznuss, komme das edle Wachstum eines typischen Waldbaums, vom Vater, der Walnuss, die geringen Ansprüche an dem Standort. Die Kreuzung sei der ideale Nussbaum für den Wald, da er sehr schnell wächst und somit wenig Pflege (Brombeeren) in den Jugendjahren braucht sowie sehr wertvolles Holz produziert.

Mit der Klimaerwärmung und der Trockenheit haben weder die Douglasien, noch Wältis Nussbaumarten Probleme. Als weitere Baumarten der Zukunft pflanzte Wälti Baumhaseln, die ursprünglich aus der Türkei stammen. Am Waldrand platzierte er Eichen und Kastanien. Als Finanzchef musste sich Wälti um kurzfristige Shareholder Values kümmern, nun denkt er an die nächste und übernächste Generation. «Für sie will ich nun etwas machen.» Nur mit den Jägern kann er es gar nicht, welche die Rothirsche in ungenügender Anzahl schießen. Denn diese haben es auf seine Douglasien abgesehen, die sie auf weite Strecken riechen und deren Rinden sie lieben. Und gewisse Städter, welche Balkonpflanzen in seinem Wald entsorgen, sind Wälti ein Dorn im Auge, wie auch die vielen Brombeeren, die er unermüdlich bekämpft.

Am Schluss führt er mich zu einer ganz besonderen Baumart. Ein Freund von ihm hatte während seiner Ferien in Kalifornien Samen von Mammutbäumen eingesammelt und diese im Engadin gesät. Dann suchte er einen milderen Standort, um sie auszupflanzen. Wälti nahm die sieben Gebirgsmammutbäumchen gerne, die nun dreijährig sind und schnell wachsen. Mit schönster Aussicht auf den Zürichsee.



Mein Herz schlägt für die karelische Birke

Trajan Tudors Birken stehen an verschiedenen Standorten in der Schweiz: In Wohlenschwil (AG) betreibt er in hinter seinem Einfamilienhaus eine kleine Baumschule mit karelischen Birken. In 700 Töpfen zieht er in seiner Freizeit Baumsetzlinge der *Betula pendula* var. *Carelica*. Die einen sind erst ein Jahr alt und ca. 40 Zentimeter hoch, die ältesten vier Jahre und drei Meter. Er besitzt auch ein paar Dutzend Exemplare anderer, sehr seltener Birkensorten, wie zum Beispiel der Finnischen Rotbirke (*Betula rubra*) mit ihren dunkelroten Blättern. 100 seiner Schützlinge konnte er an zwei verschiedenen Waldrändern platzieren. Ein paar Dutzend Bäume wachsen in den Forstbetrieben Birretholz und Reusstal, beim Forschungsinstitut für biologischen Landbau FiBL in Frick oder werden von Silvo Cultura bei verschiedenen Agroforst-Projekten verwendet. Auch in den Weinbergen des Isländers Hoss Hauksson in Remigen und Döttingen (AG), des Rebgrundes Märkli am Rohrdorferberg (AG) oder von Valentina Andrei im Wallis wachsen seine karelischen Birken zwischen den Weinstöcken als gute Ergänzung und Schattenspender, so Trajan Tudor.

Sein eigener Wald befindet sich im Unterengadin unterhalb des Schlosses Tarasp. 200 karelische Birken wachsen dort auf seinem 2 Hektar grossen Areal mit Wald- und Wiesland. „Ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich einmal ein so wunderschönes Stück Land in der Schweizer Bergen besitzen würde“, so Tudor. Zufällig ist er in einer Zeitungsannonce darauf gestossen

und brauchte eine Ausnahmegewilligung für den Kauf. Rätomanisch ist ihm als gebürtiger Rumäne nicht fremd, daher versteht er sich bestens mit den Einheimischen und auch mit dem international bekannten Künstler und Schlossherrn Not Vital.

Warum züchtet Tudor, IT-Projektleiter bei einer Grossbank, karelische Birken? „Das ist ein Zukunftsbaum“, sagt Tudor überzeugt, „denn Birken kommen in Trockenperioden mit wenig Wasser aus, angesichts der Klimaerwärmung ein Muss. Sie können in trockenen Böden auch aus tieferen Schichten Feuchtigkeit an die Oberfläche transportieren und fördern die Humusbildung sowie Biodiversität. Seine Leidenschaft für diese spezielle Birkenart hat vor 15 Jahren während seines Forststudiums im schwedischen Växjö begonnen. Damals lernte er auch die damals noch staatliche Forstforschungsanstalt in Mäntyharju 200 Kilometer nördlich von Helsinki kennen, wo bis heute karelische Birken in Vitro gezüchtet werden. Jeden Herbst fliegt er nach Finnland und importiert als Einziger Setzlinge. Die karelische Birke bildet dank einem Gendefekt ein speziell gemasertes Holz, das sehr gefragt ist, sei es für Armaturen von Luxusautos oder für spezielle Möbel und Lampen. Ein Kubikmeter Holz wird zwischen 6000 und 8000 Franken gehandelt und – da so wertvoll – nicht zu Brettern, sondern zu Furnierholz aufgeschnitten, das beinahe mit Gold aufgewogen werden muss. In den 1950er und 1960er Jahren war die Birke in den Mischwäldern des schweizerischen Mittellandes noch häufig vertreten. Seither ist sie mehr und mehr verschwunden, ganz im Gegensatz zu den skandinavi-

schen Wäldern. Trajan Tudor versucht seit 14 Jahren die Birke und im Speziellen die karelische Birke als wertvollen Baum in der Schweiz heimisch zu machen.



Es gibt keine hässlichen Christbäume

Gregor und Kim Wettstein glauben an die Zukunft der Landwirtschaft. Beide sind 34 Jahre alt und haben ihre Jobs bei der Polizei vor vier Jahren an den Nagel gehängt. Von der Familie Sprecher konnten sie den Betrieb oberhalb von Laupen im Zürcher Oberland übernehmen und haben sich mit dem Biohof Morgen einen Lebensraum erfüllt. Gregor Wettstein ist gelernter Bauer und Forstwart, doch den Betrieb der Grosseltern konnte er nicht weiterbetreiben.

Heute bewirtschaften die Wettsteins 34,5 Hektaren Land, haben 20 Mutterkühe, 100 Mutterschafe und ebenso viele Legehühner. Eier und Fleisch sowie weitere Produkte vertreiben sie in ihrem Hofladen. Zum Betrieb gehören auch 3,5 Hektaren Wald und 27 Aren mit einer Christbaumkultur. Ca. 2000 Christbäume pflegt Gregor Wettstein. Anfangs hatte er das Areal mehrmals pro Jahr gemäht und die Bäumchen getrimmt. Dann schaffte er drei Shropshier Schafe an, eine alte Hauschafrasse aus der gleichnamigen englischen Grafschaft. Per Zufall wurde entdeckt, dass diese Schafe Tannentriebe verschmähen und auch Obstbaumkulturen nicht anknabbern. Diese „Christbaumschafe“ kümmern sich nun um das Gras im Baumgarten mit Nordmann- und Rottannen. Auf das Trimmen verzichtet Gregor Wettstein unterdessen, „denn es gibt keine hässlichen Christbäume“ hat er gelernt. Der eine Kunde wolle gerne einen einseitig gewachsenen Baum, weil er in der guten Stube an der Wand stehe; die andere Kundin freue sich über eine fantasievoll gewundene Krone.

Während unseres Gesprächs sitzt die einjährige Noëlle zufrieden im Kinderwagen und Gregor Wettstein überwacht die Jauchepumpe. Die Mutter ist mit den anderen beiden Töchtern zum Schwimmkurs ins Hallenbad Wald gefahren.

Jedes Jahr pflanzen die Wettsteins 120 bis 200 Bäume, denn so viele verkaufen sie jeden Dezember. 90 Prozent Nordmanntannen, die buschige Sorte, die kaum Nadeln verliert, wenn sie drinnen an der Wärme steht. Sie haben auch Rottannen im Angebot, für die Traditionalisten, die auf den richtigen Duft der Weihnachtszeit nicht verzichten wollen. Im Gegensatz zu den Grossverteilern verkaufen sie ihre Christbäume vor Ort: Das heisst, Gross und Klein können sich ihren Baum selbst aussuchen und sogar ab Anfang November reservieren, ein Erlebnis für die ganze Familie. Kein einziger Baum wird auf Vorrat geschnitten und weggeworfen, wenn er keinen Abnehmer findet. Das Abholen am Wochenende vom vierten Advent ist ein spezieller Anlass mit Glühwein, eigenen Würsten vom Grill, Kaffee und Kuchen. Gregor Wettstein schiebt den Kinderwagen über den Hofplatz, es ist Zeit für den Mittagsschlaf der Jüngsten. „Der Verkauf von Christbäumen ist kein grosses Geschäft“, erklärt er, „doch er bringt Publikum auf den Hof und fördert den Verkauf im Hofladen.“ Wichtig ist ihm auch das Gespräch mit seinen Kundinnen und Kunden, denn als Bauer will er auch einer breiten Bevölkerungsschicht die Landwirtschaft näherbringen. Christbäume sind für ihn ein Joker, den er im Dezember zieht.

Impressum

Text und Fotos: Martin Widmer
Foto Seite 44: Traian Tudor
Lektorat: Claude Lüscher
Gestaltung: Laura Jurt
Druck: Risografie

Copyright © 2026, Martin Widmer
www.martinwidmer.ch

